

Karl Lehmann

Kirche im öffentlichen Raum

Ihre Gegenwart in den säkularen Medien und in der Kirchenpresse

Das Verhältnis der Kirche zu den Medien und der Medien zur Kirche ist ein vielschichtiges Geflecht, das in sehr unterschiedlichen Perspektiven immer wieder auch kontrovers behandelt wird. Es mag darum gut sein, anlässlich des Jubiläums einer Kirchenzeitung miteinander darüber nachzudenken.¹ Dies ist freilich auch deshalb nicht leicht, weil sich die Medienwelt im Ganzen und auch bezüglich der Kirche geradezu unheimlich wandelt. Viele Aussagen von heute sind morgen schon wieder von gestern. Um so notwendiger ist es, sich auf einige grundsätzliche Anmerkungen zu beschränken.

I.

Viele Menschen sind fasziniert, andere beunruhigt von der Entwicklung der Medien: digitales Fernsehen mit Hunderten von Programmen, die einfache und schnelle Kommunikation im Internet rund um den Globus, das Zusammenwachsen von bisher getrennten Medien durch Multimedia-Techniken, neue Kommunikationsnetze, neue Techniken bei der Herstellung auch der gedruckten Medien. Wir erleben einen Umbruch in der sozialen Kommunikation, der in seinen Folgen von manchen oft mit der Erfindung der Buchdruckerkunst verglichen wird. Die Möglichkeiten der Kommunikation werden zu einem sehr starken, aber freilich auch für Störungen höchst anfälligen Wachstumsmotor der Wirtschaft. Diese Wandlungen verändern auch die Arbeitswelt. Sie bieten Chancen für die Verständigung der Menschen, ihre Beteiligung am öffentlichen Gespräch in der Gesellschaft und eine vielfach geänderte und gesteigerte Vermittlung von Wissen. Nicht zufällig spricht man davon, dass wir in einer Informations- und Mediengesellschaft leben.

Dieser Prozess vollzieht sich mit hoher Geschwindigkeit und schwer kalkulierbaren sozialen Folgen. Es mehren sich Befürchtungen, dass sich die Risiken und Gefahren der Mediennutzung in allen Lebensbereichen auswirken. Dabei haben die Medien die Aufgabe, Menschen miteinander in Verbindung zu bringen, ihnen Information und Unterhaltung zu bieten, damit sie sich auch in ihrem Lebensalltag besser zurechtfinden und Ori-

¹ Festvortrag anlässlich des Jubiläums „75 Jahre Kirchenbote“ am 19. Januar 2001 in Osnabrück.

entierung und eine aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben erleichtert werden.

Auch die gedruckten Medien verändern sich rasch. Die speziellen Interessen und Bedürfnisse immer kleinerer Zielgruppen können besser bedient werden. Nach wie vor behalten bei allen Wandlungen jedoch Zeitungen und Bücher, das Lesen und die Wortkultur eine wichtige Bedeutung. Doch gehen von den elektronischen Medien, den digitalen Übertragungstechniken und den neuen Kommunikationsnetzen gravierende Veränderungen aus, die gewiss Chancen, aber auch ernsthafte Risiken in sich bergen.

Dabei gibt es heute natürlich auch manche Fragezeichen im Blick auf diese Entwicklung. Wir können in kurzer Zeit Geschehnisse rund um den Globus verfolgen. Die Welt ist durch diese Ausweitung von Informationen unendlich weiter und zugleich merkwürdig kleiner geworden, weil alles räumlich und zeitlich mehr zusammenrückt. Wir sind darum aber auch im Blick auf diese Informationen der Übermittlung von Wirklichkeit in den Medien regelrecht ausgeliefert. Allein einige Buchtitel können uns dies zeigen: „Die verstellte Welt“, „Das allmähliche Verschwinden der Wirklichkeit“, „Medien-Spektakel“. Man muss nicht so weit gehen wie Neil Postman in seinen zahlreichen Büchern. Man kann aber an seinen Fragen nicht vorbeigehen: ob wir nämlich nicht grundlegend von den Medien bestimmt sind, nicht nur im Blick auf das, was wir kennen lernen und erleben, welche Erfahrungen wir sammeln, sondern auch auf das, was und wie wir denken, was und wie wir empfinden, ja was wir von uns selbst und voneinander halten sollen. Wir sind in einem hohen Maß auch darin gefährdet, dass wir meinen, die Welt kennen zu lernen, während uns weitgehend die Bilder von ihr vorgesetzt werden. So dürfte es wohl stimmen, dass die Grenzen zwischen Darstellung und Täuschung fließend werden. Die Primärerfahrungen des Lebens drohen zu entschwinden gegenüber der sekundären Welt, die immer mächtiger wird. Schließlich spüren wir den Unterschied gar nicht mehr. In diesem Sinne können die Medien sogar unmündig machen, weil mit dem Verblassen der authentischen Wirklichkeit auch unsere Urteilskraft schwächer wird. Es kommt zu ganz eigentümlichen Prozessen: Eigentlich wollten wir uns um Erkenntnis und Wahrnehmung bemühen, was gewiss anstrengend ist, in Wirklichkeit aber suchen wir das Gegenteil, wir erliegen der Tendenz zur Zerstreuung. Wir blättern sozusagen nur in der Wirklichkeit, ohne uns wirklich auf sie einzulassen. Und dies gilt nicht nur für die vielen Fernsehprogramme, an denen wir nur kurze Zeit herumnippen, sondern wenn man sieht, wie viele Leute Magazine und Illustrierte lesen, so ist es auch hier so, dass wir uns rasch oberflächlich von Seite zu Seite bewegen.

Ich will damit keine billige Schwarz-Weiß-Malerei pflegen. Es gibt in allen Medien die Möglichkeit, hervorragende Erfahrungen und neue Kenntnisse zu erwerben. Auch müssen wir uns darüber klar sein, dass es auch früher Verstaltungen der Wirklichkeit gegeben hat, die immer auch daran interessiert waren, anderen die eigene Sicht der Wirklichkeit überzustülpen und selektiv aus der Wirklichkeit auszuwählen, um am Ende die eigenen Ziele durchzusetzen.

Man wird deshalb nicht viel ändern, wenn man einfach negiert. Die Entwicklungen finden dann ohne eine kritische Begleitung statt. Darum ist es entscheidend, die Entwicklungen selbst genauer zu verfolgen. Chancen und Risiken liegen fast stets dicht beieinander. Sie sind darum auch nicht leicht eindeutig zu beurteilen, sondern sind abhängig vom Standort des Betrachtenden und von den vorausgesetzten Wertorientierungen. Man muss die Menschen zur selbstständigen Erkenntnis dieser tiefen Ambivalenzen führen und ihnen selbst das selbstständige Urteil vermitteln. Man wird nicht sagen können, wir hätten dafür schon genügend Anstrengungen in der Medienpädagogik unternommen. Erziehung und Bildung können aber heute ohne eine selbstständige Hinführung zur Urteilsfähigkeit über das, was in den Medien angeboten wird, kaum mehr gelingen. Es kommt also entscheidend auf einen verantwortlichen Umgang mit den Medien an.

In der Tat sind die Medien doch nicht einfach neutrale Mittel zur Vertretung ziemlich verschiedener, ja beliebiger Inhalte. Im Gegenteil, unsere so genannte „Wirklichkeit“ ist in vielen Bereichen von Anfang an von den Medien mitbestimmt und sogar medial durchdrungen. Das Medium hat heute einen fast totalitären Anspruch, nämlich alle über alles zu informieren. Wir haben wenige Möglichkeiten, dieser Tendenz eine Grenze zu setzen. Mit der Forderung nach Transparenz aller Verhältnisse und dem herrschenden Interesse der Öffentlichkeit wird fast alles zugänglich gemacht, so dass etwa der Persönlichkeitsschutz außerordentlich schwer eingelöst werden kann. Nicht zufällig hat man die Macht der Medien in der heutigen Gesellschaft als „vierte Gewalt“ bezeichnet. Es entsteht eine neue öffentliche Wirklichkeit. Es gibt nicht einfach *die* Information über *die* Wirklichkeit, sondern schon die Nachricht gehört zu einem dichten Geflecht von Erkenntnisinteressen und ist immer schon eingebettet in Kommentarteile. Die Wirklichkeit löst sich so auf in endlose Spiegelungen, Eindrücke, Meinungen und Beobachtungen, wird endlos interpretierbar und so am Ende undurchsichtig. In unmittelbar oder mittelbar politischen Kontexten steigert sich diese Spiegelung nochmals.

II.

Die Kirche ist zunächst einmal nicht minder diesen Einflüssen ausgesetzt. Wir haben oft ein problematisches Bild von ihr. Es gibt ja nicht die Kirche und dazu dann die Öffentlichkeit. Titel wie „Kirche und Öffentlichkeit“ können in die Irre führen. Kirche ist immer schon nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern sie ist selbst auf vielfache Weise eine öffentliche Größe. Sie ist damit auch immer zwischen den Fronten, in Interaktion, zwischen Anknüpfung und Widerspruch, von außen bestimmt und selbst bestimmend, passiv erleidend und aktiv anregend. Schnell kann man zum Spielball werden, muss darum selbst immer wieder um das eigene Profil bemüht sein. Deshalb ist ein vermeintlicher Rückzug in Nischen kaum möglich, es sei denn, dass man die Sendung in die Welt bis zu einem gewissen Grad preisgibt. Aber auch dann ist man nicht schlechterdings außerhalb einer Beziehung zur gesellschaftlichen Öffentlichkeit.

Bereits der Begriffsgeschichte von „Öffentlichkeit“ lässt sich ein bestimmtes Verständnis entnehmen. Nicht zufällig erscheint der Begriff Öffentlichkeit zum ersten Mal 1765 in seiner mehr abstrakten Bedeutung. Der Begriff wurde rasch zu einem etwas leidenschaftlich eingefärbten Ausdruck des Aufklärungsdenkens und auch der Ideale der Französischen Revolution. „Öffentlichkeit“ richtete sich vor allem auch gegen das Verständnis eines Staates, der bisher weitgehend den Anspruch erhob, dass er geradezu ein Monopol für das hat, was öffentlich interessiert, aber keineswegs transparent war für alle wichtigen Angelegenheiten. Es bildete sich das „Publikum“ als ein eigener, relativ selbstständiger Kommunikationsbereich heraus. „Publizität“ wird allenthalben als eine Voraussetzung rechtmäßigen Handelns verlangt. „Öffentlichkeit“ wird geradezu zum Zauberwort für gesellschaftlichen und politischen Fortschritt. „Grundlage für die Karriere des Begriffs der Öffentlichkeit als moralische Forderung und Prinzip der öffentlichen Ordnung ist die optimistische Hoffnung, dass der öffentliche Gebrauch der Vernunft in einem aufgeklärten Publikum und der sich daraus bildende öffentliche Willen eo ipso Wahrheit und Gerechtigkeit gewährleiste.“² So glaubte man auch, eine gewisse Form von Öffentlichkeit sei eine Art Garantie für die Überwindung von Täuschungen und Irrtümern und damit eine unbestreitbare Annäherung an die Wahrheit. Das Pathos der Aufklärung, das bis heute zum Selbstverständnis der Medien gehört, entstammt diesem Bereich und Hintergrund. „Für Massenmedien und mediatisierte Politik gilt die

² B. Nichtweiß, Offenbarung und Öffentlichkeit. Herausforderung der Theologie Erik Petersons, in: Jahres- und Tagungsbericht der Görresgesellschaft 1993, 77-106, hier: 79 (dort auch weitere Literatur zur Begriffsgeschichte).

Öffentlichkeit als rechenschaftsheischende Instanz wie als Adressat, als Argumentationshelferin, Schiedsrichterin und Plattform für Kritik und Kontrolle.“³

Besonders auf katholischer Seite war man gegenüber einem solchen Begriff von Öffentlichkeit in Theologie und Kirche eher zurückhaltend. Der Begriff ist stärker in der Zeit des Nationalsozialismus und des damit verbundenen Kirchenkampfes verwendet worden. Gegenüber der Reduzierung des Religiösen und auch der Kirche auf das Private haben die Theologen damals einen Öffentlichkeitsanspruch des Evangeliums und einen Öffentlichkeitsauftrag der Kirche formuliert.⁴ Über diese historische Situation hinaus bedeutet jedoch der Öffentlichkeitsbezug von Kirche und Verkündigung die Forderung, dass die Gehalte der Religion und des Glaubens über den bloß individuellen und subjektiven Bereich des Menschen hinaus gehen und den öffentlichen Raum gerade auch des politischen Lebens berühren. In diesem Sinne gibt es eine Tendenz, eine Trennung von Staat und Kirche zu bekämpfen, die dem Privatisierungsstreben des politischen Liberalismus entspricht. Es war Erik Peterson, der - wie B. Nichtweiß gezeigt hat - den Öffentlichkeitsbegriff theologisch im Begriff der Offenbarung verankert. Die Öffentlichkeit ist gerade durch den Herrschaftsanspruch Gottes und seiner Souveränität universal. Das biblische Offenbarungsverständnis darf aber besonders die Apokalyptik nicht außer Acht lassen. Das letzte Buch der Bibel, die „Offenbarung des Johannes“, ist dafür ein gewichtiges Zeugnis. In dieser Offenbarung wird eine neue Welt enthüllt. Wenn Jesus Christus wirklich der Kyrios ist, gehört auch eine universale, weltumspannende Öffentlichkeit dazu. Freilich wird diese Öffentlichkeit der Herrschaft Jesu Christi erst endgültig am Jüngsten Tag offenbar. Christen aber, die davon Zeugnis geben, machen schon heute den wahren Anspruch Jesu Christi offenkundig und sprengen den falschen Absolutheitsanspruch dieser Welt. Die neutestamentliche Offenbarung schafft sich schließlich selbst schon jetzt, in dieser Zeit und Welt eine eigene Öffentlichkeit, die Öffentlichkeit der Kirche.⁵ Die Kirche ist dabei nicht auf eine vom Staat verliehene Öffentlichkeit angewiesen. Sie kommt ihr originär zu. Deswegen muss sie auch aus eigener Vollmacht heraus bestimmend in das politische Leben eingreifen. In diesem Sinne ist Öffentlichkeit etwas, was ganz fundamental zur Kirche gehört und von ihr gar nicht in irgendeiner Weise abge-

³ M. Schmolke, Öffentlichkeit, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 3. Auflage, Freiburg 1998, Sp. 1004.

⁴ Vgl. dazu W. Huber, Kirche und Öffentlichkeit, Stuttgart 1973.

⁵ Zur inhaltlichen Entfaltung vgl. näher B. Nichtweiß, Offenbarung und Öffentlichkeit (Anm. 2), 87-95.

streift werden kann. Sie würde sonst das Evangelium verraten. Allerdings ist ebenso klar, dass die Kirche dabei ihren eigenen Auftrag vertreten muss und sich nicht einfach einer allgemeinen Öffentlichkeit anpassen darf. Sie muss die Öffentlichkeit auch in ihrem entmündigenden, manipulationsgeneigten und konformistischen Wesen durchschauen und aufdecken sowie die Wahrheiten des Glaubens einerseits vor Profanierung und Entwertung, aber auch gegenüber einer säkularen Auszehrung schützen. Es gibt aber auch eine gewisse Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und des Öffentlichkeitsanspruchs der Kirche. Immer geht es um die Ermöglichung wahrer Freiheit. Darum bedarf es der Meinungsfreiheit, eines gewissen Pluralismus und auch eines Mitspracherechts, damit Öffentlichkeit wirklich zustande kommen kann. Letztlich ist die recht verstandene Öffentlichkeit darum auch unteilbar.

Vor diesem Hintergrund wird auch die Geschichte von so etwas wie Kirchenpresse verständlich. Erst als die Katholiken, nicht zuletzt auch durch die Revolution von 1848 mitbedingt, eine auch rechtlich verwurzelte Selbstständigkeit mit dem Recht der Versammlungs- und Meinungsfreiheit erhielten, konnte eine kirchliche Presse entstehen. Man stürzte sich auf die Pressefreiheit im liberalen Sinne, obgleich diese noch gar nicht ganz ausdiskutiert war. Es gibt eine ähnliche Entwicklung auch bei den so genannten Parteizeitungen. Freilich musste der stark defensive und apologetische Charakter dieser Form von Presse nicht ausschließlich bestehen oder vorherrschen. Die damit verbundenen Wandlungen bestimmen maßgebend die Entwicklung der Kirchenpresse. Eine solche Entspannung konnte jedoch erst richtig einsetzen, nachdem die Härte des Kulturkampfes des 19. Jahrhunderts überwunden wurde und die gesellschaftlichen Chancen der Kirche ohne größere Behinderung realisierbar wurden. So ist es auch nicht verwunderlich, dass ein Teil der Kirchenpresse und der Kirchenzeitungen im Besonderen nach dem ersten Weltkrieg gegründet wurden, als in der Weimarer Republik durch die Einführung der Demokratie für die Kirche eine größere Freiheit und damit auch Öffentlichkeit entstanden sind. Dieser Hintergrund kann in seiner Bedeutung gar nicht genügend hoch eingeschätzt werden. Die offene Gesellschaft verlangte so auch einen Wechsel in der Struktur der Kirchenpresse. Sie musste viel mehr zu einem Dialogforum werden, das professionell gestaltet werden muss. Doch dies ist schon ein Vorgriff auf das, was später noch genauer entfaltet werden muss.

III.

In diesem Zusammenhang entsteht gewiss auch die Frage, ob es überhaupt eine eigene Kirchenpresse geben kann und geben soll. Ist mit der

Schaffung einer eigenen Kirchenpresse nicht schon in gewisser Weise so etwas wie ein Getto vorgezeichnet? Hat man sich damit nicht schon ein Stück weit von der gesellschaftlichen Realität abgeschnitten? Ist eine eigene Kirchenpresse nicht geradezu die Verhinderung einer unbefangenen Kontaktnahme mit den übrigen gesellschaftlichen Kräften?

Dies sind Fragen, die sorgfältig erörtert werden müssen, denn zweifellos gibt es hier auch echte Gefahren. Nur wenn diese Fragen ausreichend beantwortet sind, ist die Legitimation einer eigenen Kirchenpresse überzeugend. Zunächst ist es sicherlich richtig, dass die Kirche mit ihren Aktivitäten in allen Sparten und Richtungen der Presse gegenwärtig sein sollte. Es ist darum auch ein Gebot der Stunde, die Einladungen zur Mitarbeit nicht einfach zu verschmähen und schwierigen Herausforderungen aus dem Weg zu gehen. Gewiss gibt es hier Grenzen des Geschmacks, was einzelne Magazine angeht. Es besteht jedoch die Chance, über Presseorgane und Kanäle, die eher weiter entfernt sind von der Kirche, Menschen zu erreichen, zu denen der Zugang sonst sehr viel schwieriger ist. Man darf das konkret Erreichbare nicht überschätzen. Aber nicht selten gelingt eine Art von Sympathiewerbung. Vielleicht werden auch einige Vorurteile, die sonst den Leser und Betrachter lenken, fraglicher. Es ist freilich nicht zu bestreiten, dass es durch die Vermehrung vor allem der Sender und Kanäle im Bereich der elektronischen Medien rasch auch zu einer Überlastung mit Anforderungen kommen kann, weil bei wichtigeren Ereignissen jede Einrichtung ihren O-Ton einfangen möchte.

Ganz gewiss ist die Möglichkeit einer uneingeschränkten Präsenz in den säkularen Medien ein wichtiges Prinzip. Es gilt in gewisser Weise auch für die Schulung des journalistischen Nachwuchses, soweit die Kirche hier etwas unternimmt. Ich halte es für eine gute und wichtige Entscheidung in der Konzeption unseres „Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses e.V.“ in München, dass wir ganz bewusst auch das Angebot für Interessenten aufrechterhalten, die die Absicht haben - zeitweise oder für immer - in den säkularen Medien zu arbeiten. Es ist wichtig, in den säkularen Medien um Journalisten zu wissen, die der Kirche näher stehen oder wenigstens eine gute Ausbildung auch für Fragen und Probleme der Kirche mitbringen. Es gibt dafür gute und wichtige Beispiele. Es wäre fatal, wenn unser Interesse und unser Blick sich nur auf die kircheneigenen Institutionen richten würde.

Wenn man dies voraussetzt, muss man jedoch die Art der Präsenz, ihre Reichweite und ihre thematischen Möglichkeiten bedenken. Dabei darf man nicht vergessen, dass viele Medien zu den großen kirchlichen Festen den Kirchen bzw. den Kirchenvertretern, seien es Amtsträger oder Theologen, die Möglichkeit von Erläuterungen oder Kommentaren

zu den Festen einräumen. Auch wenn diese Gelegenheiten, wie die letzten Jahre zeigen, eher abnehmen, so darf man eigentlich diese Präsenz nicht übersehen.

Dies gilt freilich auch für die Grenzen, die hier offenkundig sind. Die moderne Welt ist zweifellos in hohem Maß durch die Segmentierung in jeweils eigene Bereiche und eine entsprechende Arbeitsteilung gekennzeichnet. Die einzelnen Daseinsbereiche haben eine hohe Selbstständigkeit und erfordern auch eine spezielle Kompetenz, die nicht so leicht auf andere übertragbar ist. Dies hat aber zur Konsequenz, dass Religion und Kirche in einer ähnlichen Weise begriffen werden. Sie gehören mit Politik und Wirtschaft, Sport und Kultur zu den einzelnen Subsystemen in einer Gesellschaft. Die Kirche wird nach den Dienstleistungen verstanden, die sie in die Gesellschaft einbringt, z.B. für letzte Sinnfragen oder für die Bewältigung von Grenzsituationen zuständig zu sein (Religion als „Kontingenzbewältigungspraxis“). Es kommt dabei mehr auf die Funktion von Religion und Kirche als auf die „Substanz“ an. Es interessiert vor allem die Frage, wozu Religion und Kirche in der Gesellschaft brauchbar und einsetzbar sind, weniger geht es um die Inhalte, die sogar weitgehend zurücktreten können. Diese Funktionalisierung bestimmt in einem hohen Maß unser gesellschaftliches Leben und auch das konkrete Interesse an Religion und Kirche. Diese Funktionalisierung ist durchaus ein legitimer Aspekt, er darf aber nicht absolut gesetzt und von den inhaltlichen Momenten, z.B. den Glaubenswahrheiten, abgekoppelt werden. Denn Funktionen haben es auch an sich, dass sie ersetzbar sind und ausgetauscht werden können, wenn andere Träger die in Frage stehenden Funktionen übernehmen könnten. Religion und Kirche werden dann unter Umständen rasch überflüssig. In diesem Sinne muss eine funktionale Betrachtung immer wieder ihre Fundamente und ihre Verwurzelung in der Sache bedenken. Dies ist freilich mehr Sache der Mitglieder und Verantwortlichen in Kirche und Religion.

Das Nebeneinander verschiedener Lebensbereiche und Subsysteme ist freilich nicht vollständig. Dabei gibt es nicht nur interessengeleitete Verknüpfungen mehrerer Lebensbereiche, wie z.B. Politik und Wirtschaft. Es gibt auch die Frage, was denn das Ganze zusammenhält. Dabei gibt es kaum mehr eine die Lebensbereiche übergreifende Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Ganzen. Es ist deshalb auch für Religion und Kirche nicht leicht, ihre Fragen und Antworten nach dem Ganzen der Welt und des Menschen, ihrem Woher und Wohin, richtig zu platzieren und so mit allen Daseinsbereichen in Kontakt zu kommen. Die Verknüpfung erfordert einen gewaltigen Stress, weil die Gesprächsfähigkeit in viele Bereiche hinein aufrechterhalten werden muss. Es gibt aber doch auch so etwas wie eine geheime Klammer, die vielleicht nicht so sehr alle

Lebensbereiche umfasst oder zusammenhält, aber doch ein gewisses Interesse bezeugt. Dies ist das Politische im weitesten Sinne. Es muss nicht unbedingt die Politik gemeint sein im Sinne des aktuellen Tagesgeschehens, aber die Gestaltung der Verhältnisse in Gesellschaft und Staat ist doch für viele Medien ein gewisses Interessenraster, das die einzelnen Entscheidungen z.B. bei der Auswahl von Nachrichten leitet. Dies gilt nicht zuletzt auch deswegen, weil Religion und Kirche in hohem Maß im Bereich der Politik oder wenigstens politischer Grundfragen angesiedelt und behandelt werden.

Es besteht nun kein Zweifel, dass eine solche Optik von vornherein selektiv ist. Es kommen weitgehend solche Fragen in das Visier, die der betreffende Journalist oder seine Redaktion für „gesellschaftlich relevant“, wie man so schön sagt, hält. Damit werden oft jene Ereignisse ausgeklammert oder ausgeblendet, die weniger signifikant erscheinen für das allgemeine öffentliche Leben. Es besteht eine gewisse Gefahr, dass die elementaren Ereignisse und Strukturen von Religion und Glaube eher zurücktreten oder wenigstens nur ein geringes Echo haben. In gewisser Weise ist dies wegen der allgemeinen Orientierung der säkularen Medien verständlich, denn sie binden sich gewöhnlich nicht an bestimmte Weltanschauungen, Religionsgesellschaften und Kirchen. Dies ist offenbar auch keine gute wirtschaftliche Empfehlung, denn gerade die Parteizeitungen, die am ehesten noch durch das Aufrechterhalten von Programmen geprägt sind, hatten und haben eine schwierige Existenz. Es ist jedoch unbestreitbar, dass das Politische als eine selektive Klammer z.B. für Prioritäten bei der Nachrichtenauswahl wie ein Filter wirkt, der nicht nur den unbrauchbaren Satz zurückhält, sondern auch - vielleicht unbemerkt und unbewusst - manches als weniger bedeutend oder unbedeutend einstuft. Daraus können dann in ganz unterschiedlicher Weise Mentalitäten entstehen, die das Religiöse mehr oder minder ausklammern. Diese Einstellung ist z.B. gut zu spüren, wenn man an den großen Festen predigen muss und darin auch Äußerungen für die gesellschaftliche Situation erwartet werden. Auch wenn ein enger Zusammenhang solcher Äußerungen mit dem Festgeheimnis gegeben ist, interessiert meist nur die Auswirkung auf politisch-gesellschaftliche Themen. So werden oft nur beiläufige Beispiele bzw. Anwendungen und Auswirkungen des religiösen Inhalts von Festen angeführt. Der Leser kann leicht den Eindruck gewinnen, der entsprechende Prediger habe nur eine politische Predigt gehalten und habe die religiösen und theologischen Inhalte außer Acht gelassen.

An dieser Struktur der modernen Kommunikation können Religion und Kirche kaum etwas ändern. Dies schließt nicht aus, dass es durch den Wertewandel neue Akzentuierungen und andere Interessen gibt, die

plötzlich – mindestens für einige Zeit – vordere Plätze des Interesses und der Wahrnehmung einnehmen. So stellt sich immer wieder die Frage, wie weit man über alle Mitwirkung in den säkularen Medien hinaus eigene Kommunikationswege und -mittel braucht und schaffen muss, um hier gerade im Blick auf die „Substanz“ der Verkündigung und des Kirchenseins einen gewissen Ausgleich zu schaffen. Nichts anderes ist die Geburtsstunde der Kirchenpresse und besonders auch der Kirchenzeitungen.

IV.

Es ist deutlich geworden, dass das Verhältnis der Kirche zu den Medien und ihre Position in der Öffentlichkeit durch diese beiden Pole bestimmt ist, nämlich durch die allgemeine Präsenz in den säkularen Medien und durch die Präsenz über die Kirchenpresse. Das eine kann nicht durch das andere ersetzt werden. Auch wenn vieles vom journalistischen Auftrag her gemeinsam ist, so gibt es doch eine unübersehbare Aufgabendifferenzierung.

Das hat auch Konsequenzen für das Verständnis von katholischer Presse. Es gibt hier meines Erachtens eine Binnensicht und eine Außensicht, die zwar nicht voneinander zu trennen, aber doch zu unterscheiden sind. Die Binnensicht hat zur Voraussetzung, dass man seinen eigenen Standort mutig und klar einnimmt und ungeachtet aller Dialogbereitschaft mit anderen Gruppen das eigene Profil nicht verwischt. Innerhalb der bunten pluralistischen Welt sind wir nur durch ein deutliches und klares Gesicht erkennbar. Dies ist heute noch wichtiger als bisher. Nachdem Toleranz und Religionsfreiheit, Diskurs und Dialog nach außen und nach innen bei aller Mühsal im Einzelnen und im Ganzen ziemlich selbstverständliche Verhaltensweisen geworden sind, muss man den eigenen Standort wieder stärker markieren, ohne in einen Fundamentalismus oder in einen Fanatismus zu verfallen, die sich ja immer wieder bemerkbar machen. Letztlich ist dies eine Konsequenz des richtigen Verständnisses von Pluralismus.

Dies darf aber nicht zu irgendeiner Form der Immunisierung führen, darf uns nicht abschotten von der Kommunikation nach außen und in den ganzen gesellschaftlichen Raum hinein. In dieser Vermittlung von Annahme des Eigenwertes und bleibender gesamtgesellschaftlicher Bedeutung lauern also Gefahren, aber es liegt hier auch eine große Chance. Es scheint mir, dass vor allem immer wieder zwei Risiken deutlich werden, die man nicht übersehen darf, wenn man bewusst und entschieden diesen eigenen Standort einnimmt. Im Blick auf die Katholische Presse scheint

mir eine Gefahr darin zu liegen, dass man sich in problematischer Weise an den Erfolgen der säkularen Medien zu messen versucht, statt die Chance und den konkreten Auftrag innerhalb des gesamtgesellschaftlichen Pluralismus nüchtern und entschieden zu nutzen. Solange wir die Erfolge säkularer Medien gleichsam nur zu imitieren versuchen, erkennen wir gar nicht ausreichend das, was wir selbst sehr viel besser leisten könnten. Eine andere Gefahr, die nicht minder groß ist, ist die schon angedeutete Angst vor dem gesellschaftlichen Pluralismus. Man ist sich der Chancen einer Teilnahme am öffentlichen Gespräch nicht ausreichend bewusst, trauert nostalgisch alten Positionen in der Gesellschaft nach oder träumt vielleicht auch utopischen Möglichkeiten entgegen, wird aber so in der konkreten Situation isoliert. Es scheint mir von da aus ganz entscheidend zu sein, dass man den kommunikativen Eigenwert der Katholischen Presse uneingeschränkt anerkennt und sich nicht in falscher Weise an anderen Maßstäben messen lässt.

Unter dieser Voraussetzung will ich einige Anforderungen nennen, die nun, wie mir scheint, in besonderer Weise für die Katholische Presse gelten.

Das Erste ist etwas ganz Einfaches, aber Entscheidendes. Es ist gar nichts spezifisch Katholisches, sondern etwas sehr Humanes, was zugleich doch zutiefst katholisch ist: nämlich *sachlich und fachlich unbestechliche Arbeit zu leisten*, auf Tatsachenverzerrung jeglicher Art zu verzichten, ebenso auf Diffamierung und einseitig Sensationelles, auf Meinungsmanipulation. Dem stünde positiv gegenüber: um mehr Verständnis zu werben; vor allen Dingen dem Trend der Simplifizierung entgegenzuwirken durch den Mut zum Differenzieren, auch wenn man dem Leser und Hörer einiges zumutet; bei allen Zwängen, die existieren, dem Schlagzeilenbedürfnis nicht mehr Opfer zu bringen, als unbedingt gefordert ist; schließlich der Mut, Sachverhalte in ihrer Komplexität und gegebenenfalls auch in ihrer ethischen Ambivalenz darzustellen. In diesem Sinne ist es ein ganz elementares Prinzip jeder Medienethik, gründliche Information zu vermitteln. Wir sind uns sicher alle darin einig, dass das ungeheuer schwer ist im Dickicht unserer Welt und angesichts der Gefahr, dass uns die Wirklichkeit ohnehin gleichsam unter den Händen verändert wird, wenn sie in die Massenkommunikation hineingerät, oder dass uns die Primärerfahrungen unseres Lebens zu entschwinden drohen gegenüber der sekundären Welt, die immer mächtiger wird. Gründliche Information scheint mir von daher das Erste und Entscheidende zu bleiben in allen Kommunikationsvorgängen.

Zweitens: Mut zur geistigen Orientierung und Führung aus der Entschiedenheit des Glaubens. Wer gründlich informiert, leistet natürlich bereits Beträchtliches nicht nur an Aufklärungsarbeit, indem er durch ein dich-

tes Netz von Störungen und Verstellungen hindurchführt, sondern auch schon an Wegweisung. Insofern sollte man gründliche Information nicht unmittelbar gegen religiöse oder theologische Wertung stellen, da jede gründliche Information bereits auf dem Weg zu einer geistigen, verlässlichen Orientierung und Führung ist. Die Menschen suchen gerade bei der Individualisierung unserer Lebensüberzeugungen, beim Pluralismus unserer Wertorientierungen, bei der Abschottung unserer Lebensbereiche und den vielen Spezialisierungen immer stärker nach ganz elementaren Orientierungen. Wenn ich zurückblicke auf die Jahre meiner bischöflichen Amtsführung, dann muss ich sagen, dass ich am meisten überrascht bin durch den Hunger vieler, vieler Menschen nach einer solchen elementaren Lebensorientierung. Immer dann, wenn man ein vielleicht sogar sehr einfaches Wort sagt, das gelingt, dann ist man sehr erstaunt über das Echo. Vieles, was wir tun, steht in keinem Verhältnis zu dem Bedürfnis, das an dieser Stelle nach geistiger Orientierung gegeben ist. Ich sehe das im Zusammenhang des vorhin erwähnten notwendigen Mutes, den eigenen Standort einzunehmen und ihn dann auch zu bekennen. Deshalb ist die Entschiedenheit des Glaubens, das Bekenntnis und dessen deutliche Aussprache eine Voraussetzung, um orientieren, begleiten und führen zu können. Wo so viel Desorientierung herrscht, verlangen viele Menschen nach einer geistigen Heimat, nicht weil sie geistig schwach wären, sondern weil wir alle überinformiert sind und uns darum schon kaum mehr auskennen. In diesem Sinne glaube ich, dass gerade Zeitschriften aller Arten nach wie vor eine ganz entscheidende Aufgabe haben für diese gründliche Information, für gediegene Orientierung und für die Gewähr einer verlässlichen geistigen Heimat. Dies gilt besonders und noch in höherem Maß von der Funktion der Kirchenzeitungen für einen großen Teil des Volkes Gottes. Hier kommen vor allem das Diözesanbewusstsein und die lokalen Ereignisse zur Sprache. Eine überdiözesane Kooperation stört diese Vorgänge nicht.

Drittens: Katholizität wäre falsch verstanden, wenn nicht zugleich mit ihr ein Höchstmaß an Integrationsfähigkeit gegeben wäre. Wenn Katholizität wirklich heißt: umfassendes, konkretes Christentum, dann bedeutet das, dass die Kirche sich sehr viel mehr in Auseinandersetzung aneignen kann, sich sehr viel mehr anverwandeln und sehr viel mehr verwandeln kann im Gespräch mit der Welt, als sie sich meist zutraut. Jedenfalls zeigt das ihre Geschichte oft erst nachträglich, aber so ganz gewiss. Das Christentum wäre bereits in den ersten Jahrzehnten abgestorben, wenn es nicht diesen ungeheueren Mut gehabt hätte, in ganz neue Sprach- und Kulturräume hineinzugehen. Wie groß war doch der Überschnitt vom Judentum zum Griechentum, auch wenn wir heute wissen, dass im damaligen Palästina schon mehr griechisch gesprochen worden ist, als wir bis

vor kurzem dachten. Was bedeutet der Überschnitt von der römischen Welt in die germanische und so fort? Gerade der christliche Glaube hat den Vorzug, dass er von Anfang an in ganz außerordentlicher Weise rational strukturiert ist. Die heftige Auseinandersetzung im zweiten Jahrhundert mit der Gnosis, die vor allem der große Theologe Irenäus führt, geht darauf hin, dass katholische Wahrheit rational nachvollziehbare, einsehbare und damit auch öffentliche Wahrheit des Glaubens ist, die nicht im Konventikeltum zu Hause ist, die sich nicht auf apokryphe und unzugängliche Quellen beruft. Diese Einsehbarkeit und Öffentlichkeit des Glaubens ist die Voraussetzung dafür, dass dieser Glaube sich wandeln kann und trotzdem in Identität seine explosive Sprengkraft behält. Die Schrift führt uns überall das Höchstmaß dieser Integrationsfähigkeit in der Auseinandersetzung vor. Ich denke nur an den einfachen, kurzen Satz des heiligen Paulus: „Prüfet alles, das Gute behaltet“ (1 Thess 5,21). Natürlich ist es auch bei dieser Integrationsfähigkeit notwendig, die Geister zu unterscheiden. Diese Integrationsfähigkeit bedeutet ja nicht einfach Konformismus, sondern mit ihr ist die Aufgabe gegeben, nach dem zu fragen, was uns mit anderen gemeinsam ist, gemeinsam sein kann, von uns neu angeeignet werden kann, aber auch sich von dem Fremden, mit dem wir uns beschäftigen, wo es notwendig ist, wenigstens teilweise abzugrenzen oder ein Nein zu sagen. Vielleicht wird einmal durch neue Erkenntnisse eine Synthese sichtbar, wie sie bisher nicht für möglich gehalten worden ist. Jedes Gespräch und jede Auseinandersetzung und jeder solcher Vorgang der Integration ist schmerzlich, weil er uns zwingt zu der Erkenntnis, dass wir manches Liebgewordene zwar in der Substanz behalten dürfen, aber dass es doch in neue Horizonte hineingewandert ist.

Viertens: Die missionarische Dimension des Glaubens muss heute stets gegenwärtig bleiben. Damit ist selbstverständlich nicht eine primitive Proselytenmacherei gemeint. Aber wenn das Zeugnis des Glaubens aus dem Bekenntnis kommt, dann wird man immer bemüht sein müssen, es möglichst so zu sprechen und sich möglichst so zu geben, dass es jenseits unserer Kirchenmauern verständlich werden kann. Wir sollten niemals in der Kirche heute sprechen, ohne an die zu denken, die zu uns gehören, aber nicht mehr bei uns sind. Eigentlich darf es keine Predigt geben, ohne an die zu denken, die jetzt nicht auf den Bänken sitzen, aber vielleicht plötzlich hereinkommen könnten. Dieses Verantwortungsempfinden für die missionarische Dimension des Glaubens, für die Verantwortung des Glaubens, für die Rechenschaft des Glaubens all denen gegenüber, die dafür noch einen Funken Interesse aufbringen, ist eine ganz elementare Dimension aller kommunikatorischen Arbeit. Das Dokument „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“, das die Bischofskon-

ferenz im Dezember 2000 veröffentlicht hat, gibt eine wichtige Grundbestimmung für einen neuen missionarischen Aufbruch, der uns im Westen und im Osten fehlt.

Fünftens: Wir tun gut daran, wenn wir unsere Kommunikationsebenen in ihrer Zusammengehörigkeit und in ihrer jeweiligen Eigenart genauer betrachten. Es scheint mir, dass viel Unheil, viele Missverständnisse und auch viel Leerlauf dadurch entstehen, dass wir uns nicht präzise genug jeweils auf die Ebene der Kommunikation beziehen, auf der ein Auftrag originär erfüllt werden kann. Manches kann nur auf Gemeindeebene, auf Pfarrebene, z.B. im Pfarrbrief mit seinen Möglichkeiten, geleistet werden. Daneben sehen wir deutlich genug die Chance und die einzigartige Herausforderung der Bistumspresse, die darin liegt, dass nur die Diözesanebene eine ausreichend große Basis für die Vermittlung in die Gemeinden hinein und zur Weltkirche bieten kann. Wenn aber auf Gemeindeebene manches versucht wird, was eigentlich auf Bistumsebene geschehen müsste, oder wenn man auf der Bistumsebene sozusagen ersatzweise all das leisten möchte, was kreativ auf Gemeindeebene geschehen muss, dann sind Spannungen und Konflikte wirklich unnötiger Art die Folge. Ähnliches gilt für das Verhältnis Bistum und Weltkirche mit allen Zwischenebenen. Es scheint mir gerade von der *Communio*-Theologie her auch ganz selbstverständlich zu sein, dass Katholische Presse wirklich weltweite Themen behandelt und dass wir noch weit mehr, als es Gott sei Dank in den letzten Jahren schon gelungen ist, über unseren eigenen Tellerrand hinaussehen und zu einer umfassenden Weltkommunikation kommen. Was sind wir manchmal in dieser reichen und so umfassenden Weltkirche für arme Krämerseelen, wenn wir nur bei unseren eigenen Themen und Problemen bleiben!

Ein sechster Punkt: Ich möchte ihn „Die ökumenische Perspektive“ nennen. Der Mut, in der Freiheit des Pluralismus entschieden und klar den eigenen Standort einzunehmen, bringt, wie wir gesehen haben, die Gefahr mit sich, dass man sich unter Umständen auch integralistisch abschließt, sich selbst auf neue Weise absolut setzt, dadurch unfähig wird für das Gespräch und dann im Grunde neue Mauern der Trennung aufrichtet. Es ist eine hohe Kunst, nicht auf das eigene Profil zu verzichten, daraus aber keine runde Identität zu machen, die mit sich selbst zufrieden ist. Es ist eine Kunst, in der Identität auch noch weiten Raum zu lassen zur Identifikation mit dem, was man noch nicht kennt, mit dem, was man noch nicht ist, und sich verändern und verwandeln zu lassen. Dies muss zuerst und entscheidend geleistet werden, gerade auch von der Katholischen Presse im Blick auf die anderen christlichen Kirchen. Es wird also sehr viel darauf ankommen, die Gemeinsamkeit, die uns an der Wurzel trotz aller Spaltung viel mehr geblieben ist, als wir früher

dachten, sichtbar zu machen. Wir spüren es ja allenthalben, wenn wir in die Öffentlichkeit gehen: Sobald die Kirchen in einer Frage gemeinsam sprechen, haben sie ein unerhört viel größeres Echo, als wenn jede Kirche für sich allein spricht. Diese Gemeinsamkeit muss aber so reif sein, dass in ihr auch jeder sein volles Gesicht zeigen darf und dass er nicht die Identität, die ihm eigen ist, versteckt.

Ich meine, dass diese Anforderungen in besonderer Weise aufzeigen können, in welcher Richtung die Kommunikation in der Kirche und nach außen verläuft. Ich will nicht mehr viel sagen zur so genannten Kirchlichkeit der Katholischen Presse, denn es scheint mir, das Nötige, was dazu gehört, das wirklich Entscheidende ist gesagt. Es ist immer misslich, wenn man gleichsam nachträglich Kriterien von Kirchlichkeit formuliert. Viel wesentlicher ist, dass man von Anfang an einen Ansatz mit einem ekklesialen Kontext wählt, der fraglos von der Zugehörigkeit zum Volk Gottes ausgeht und der auch weiß, dass wir niemals, solange wir unterwegs sind, frei sein werden von Meinungsverschiedenheiten, Spannungen, ja sogar Konflikten. Schlimm ist es nicht, dass es solche Auseinandersetzungen und Konflikte gibt. Christen müsste man eigentlich daran erkennen, wie sie diese Konflikte miteinander austragen können.

Die Kirchenzeitung „Kirchenbote für Stadt und Bistum Osnabrück“ ist 75 Jahre alt. Das Wort vom „Kirchenboten“ scheint mir auch heute noch treffend und gelungen zu sein, denn dieser Bote bringt tatsächlich in alle Gemeinden, in viele Häuser und in viele Familien Kunde und Nachricht vom Glauben in der Welt, im Bistum und in den Pfarreien. Gerade in der Diaspora ist das Knüpfen eines solchen Netzes von größter Bedeutung. Es hat auch einen guten Sinn, wenn über die wirtschaftlichen Gründe hinaus Diözesen sich zusammentun, um wenigstens im Mantelteil eine gemeinsame Kirchenzeitung herauszugeben, die noch genügend Platz lässt für das eigene Leben des jeweiligen Bistums. So haben sich mit der Ausgabe vom 3. Dezember 2000 elf Partner aus Ost und West zusammengeschlossen, die diesen Auftrag gemeinsam erfüllen. Die Kirchenzeitung, die nun – gewiss für viele zunächst ungewohnt – im rheinischen Zeitungsformat erscheint, zeigt schon in der äußeren Gestalt den Wandel an, der auch die Kirchenpresse bestimmt. Diese Kooperation ist sicher wegweisend für die Zukunft auch anderer Kirchenzeitungen.